

Silvianer Zeitung

Er scheint wöchentlich zweimal: Donnerstag und Sonntag früh.

Schriftleitung und Verwaltung: Preberrnova ulica Nr. 5. Telefon 21. — Anzeigen werden in der Verwaltung gegen Berechnung billiger Gebühren entgegengenommen. Bezugspreise: Für das Inland vierteljährig K 24.—, halbjährig K 48.—, ganzjährig K 96.—. Für das Ausland entsprechende Erhöhung. — Einzelne Nummern 1 Kron

Nummer 57

Sonntag den 17. Juli 1921

3. [46.] Jahrgang

Das Selbstbestimmungsrecht.

In diesen Tagen gehen in unserer Stadt Polizeiorgane von Haus zu Haus, um die Anzahl der mit Beginn des kommenden Schuljahres neuen schulpflichtigen Kinder zu erheben. Die Polizeiorgane notieren den Vor- und Zunamen sowie die Geburtsdaten der einzelnen Kinder und vermerken im Verzeichnisse, welchem Volkstum sie angehören. Es ist das gute Recht der Polizeiorgane, diese Erhebungen zu pflegen, denn sie erfüllen die ihnen von ihrem Vorgesetzten aufgetragene Pflicht.

Die Eltern deutscher Kinder werden durch diese Nachforschungen schmerzlich berührt. Sie wissen, daß ihre Angaben bezüglich der Nationalität der Kinder von der Behörde einer Überprüfung entzogen werden; sie wissen, daß ihr Einbekenntnis, auch wenn es nicht amtlich umgestoßen werden sollte, doch nicht allen Kindern den deutschen Schulunterricht sichert. Denn mit dem nächsten Schuljahre wird zum letzten Male die deutsche Parallelklasse des dritten Jahrganges an der städtischen Volksschule eröffnet werden, der zweite Jahrgang ist am Schlusse des abgelaufenen Schuljahres erloschen und der erste wird gar nicht mehr ins Leben treten. Die deutschen Eltern, deren Kinder die erste und zweite Klasse besuchen, werden also vor die Wahl gestellt, diese entweder in die slowenische Klasse zu schicken oder sie zu Hause privat Deutsch unterrichten zu lassen.

Es gibt nicht viele deutsche Elternpaare in dieser Stadt, welche sich die Bezahlung einer häuslichen Lehrkraft leisten können. Und es gibt andere Elternpaare, die, auch wenn sie es könnten, so doch nicht wollten, weil die Schulbehörde ihnen das Recht

auf deutschen Privatunterricht dadurch wirkungslos macht, daß sie gezwungen werden, am Schlusse des Schuljahres ihre Kinder in der slowenischen Sprache prüfen zu lassen.

Es lebt wohl niemand in diesem Staate, der nicht wüßte, wie die Schulbehörde dieses Verfahren begründet. Sie stellt einfach fest, daß ein Elternteil slawischer Abstammung sei; unter Umständen kann auch auf einen angeblich slawischen Großelternanteil zurückgegriffen werden. Ob die Eltern sich selber als Deutsche bekennen oder ob die Großeltern niemals anders denn als Deutsche gegolten haben, ist unwesentlich, sobald die Schulbehörde anders entscheidet. Und dieser behördliche Befund hat zur Folge, daß das Kind oder Entkelkind aus solcher Ehe zum slowenischen Volkstum gezählt wird und demnach die slowenische Klasse zu besuchen hat.

Der letzte Absatz des Artikels 16 der Verfassung gewährleistet zwar den nationalen Minderheiten den Unterricht in ihrer Muttersprache. Aber was nützt es, von nationalen Minderheiten zu reden, wenn diese nicht nach ihrem eigenen Einbekenntnis, sondern nach der behördlichen Feststellung als solche anerkannt bzw. eben nicht anerkannt werden! Das Recht, das die Verfassung gewährt, wird in der Praxis eingeschnürt; in unserer Stadt fällt dieses Recht in nichts zusammen, weil die von der Behörde als echt deutsch anerkannten Eltern zu gering an Zahl sind, um die zur Weiterbelassung der deutschen Parallelklassen erforderliche Schüleranzahl aufzubringen. Um diesen Ausfall wettzumachen, müßte sich des Himmels Segen in einer tugendköpfigen Kinderschar auf alle echtdeutschen Elternpaare herniedersenten. Aber das ist nicht der Fall.

Es kann und soll nicht bestritten werden, daß im slowenischen Gebiete seit altersher Mischhehen ge-

schlossen wurden, und wir sind weit entfernt, solche Vorkommnisse zu bedauern. Blutmischungen innerhalb der indogermanischen Rasse haben, wie das Beispiel der Engländer, Preußen usw. lehrt, einen überwiegend günstigen Einfluß auf die Nachkommen ausgeübt und das heutige Geschlecht an der deutsch-slowenischen Sprachgrenze braucht den andersnationalen Einschlag nicht schamhaft zu bemänteln. Die Mischhehen haben im Laufe der Zeit dem slowenischen und dem deutschen Volke Zuwachs eingetragen, wenn auch dem ersteren einen größeren als dem letzteren. Dies wird aber anders werden, wenn die Schulbehörde die Feststellung der Nationalität der Kinder, die doch dem einvernehmlichen Willen der Eltern obliegen sollte, sich weiterhin vorbehalten sollte. Denn jeder deutscher Jüngling und jedes deutsche Mädchen wird sich hüten, das Schicksal über sein Familienleben dem Spruche der Behörden zu überantworten, gegen den kein Rekurs bisher erfolgreich war. Der passive Widerstand gegen diesen behördlichen Eingriff wird natürlich nicht der Abneigung gegen das slowenische Volkstum entspringen; denn es wäre ganz gut denkbar und soll nicht getadelt werden, daß auch ein deutscher Elternteil einvernehmlich mit dem slowenischen die slowenische Hausprache in der Familie pflege und den Besuch der slowenischen Klasse für alle Kinder beschließen sollte. Aber von vornherein zu wissen, daß der deutsche Elternteil auf das Selbstbestimmungsrecht unter allen Umständen verzichten muß, weil die Behörde es so haben will, das wird und muß den Stolz jedes deutschen Menschen verletzen und ihn von der Verbindung mit einem andersnationalen Lebensgefährten zurückzucken lassen.

Wie die Religion frei ist, so muß auch die Nationalität frei sein. Ja, noch freier! Während das Bekenntnis zu einer religiösen Gemeinschaft durch

Das Muttermal.

Skizze von Grete Edlich, Maribor.

Draußen wo, in dem verborgenen Garten einer Gastwirtschaft, hatten sie sich kennen gelernt. Er, der Idealist, der Schwärmer, dem sein kleinstädtischer Beruf nur ganz geheim gestattete, einer zu sein, und sie, das Mädchen mit dem Blick voll hoffender Erwartung, das so selbstüber das Leben zu nehmen schien und dennoch von einer lieben kleinen Traurigkeit ergriffen war.

Die angeregte Stimmung jenes Abends brachte beide aus ihrer Zurückhaltung. Inmitten heiterer Geselligkeit tauschten sie die ersten Worte, beteiligten sich an der allgemeinen Fröhlichkeit der Tischrunde, bis er plötzlich, einem unbewussten Drange folgend, über ernsthafte Dinge mit ihr zu sprechen begann. So sinnig und klug ging sie darauf ein, als ob sie schon lange bestrebt wäre, die Tiefe des Lebens zu erforschen, und er fühlte mit Begeisterung, daß sie ihn verstand. Je öfter von ihren Lippen Rede und Antwort kam, desto überzeugter jubelte seine Seele auf. Er glaubte, dieses Mädchen hätte die Fähigkeit, den drückenden Niederungen des Lebens zu entfliehen. Kurz nur währte der ungestörte Gedankenaustrausch, doch den Zweien war es bereits, als kannten sie sich lange schon. Wie selbstverständlich ging er am Heimweg an ihrer Seite einher und dort, wo es am dunkelsten war, flüsterte er innig und flehend das Wortchen „Du“ in ihr Ohr.

Sie ließ es geschehen, daß seine Hand heiß auf der ihren brannte, spürte, wie die Schwüle der Hoch-

sommernacht erschaffend sah ihren Willen lähmte, wußte, daß er sie nun auch küssen werde, wußte, daß es nun gekommen war, das wonnige Verbändnis einer Liebe.

Wie die Lichter der Straße beide aus dem Laumel des Schlafendens rissen, suchte sie hastig nach Worten, erzählte aus ihrem Leben, das so rührend einfach dahinfließ.

Senta hieß sie, war die Tochter eines Beamten, hatte noch kleine Geschwister, half dem Haushalt besorgen, sparte und sorgte pflichtschuldigst mit, sah endlose Stunden über seine Handarbeiten gebeugt und dachte nach. Sie spann keine goldenen Jungfrauen-träume. Wack, fast nüchtern sah sie in das Treiben der Welt. Aus dieser Nüchternheit heraus aber entwickelte sich die Größe des Innenlebens und die Kraft ihrer Seele vermochte trübe Tatsachen ohne Selbsttäuschung mit der leisen, wehmütigen Sicherheit eines wissenden, modernen Zeitkinds hinzunehmen. Sie war sich klar darüber, daß nie der reiche Freier kommen würde, von dem die Mutter träumte, daß ihr Dasein im Schatten trüber Jahre verkümmern müßte, wenn sie sich nicht einwenig Sonne fahl.

Spät schied Senta von dem Manne, der ihr Herz zu erobern verstand. Schnell huschte sie in das Haus. Der leidenschaftliche Händedruck lebte in ihr nach. Sie merkte, daß nun ein neues Leben für sie begonnen hatte und das andere erloschen war.

Bald wurde es bekannt: Senta Gröning und Heinz Oswald sah man zu oft beisammen. Die bösen Mütter heiratfähiger Töchter, sprachen Senta den guten Ruf ab.

Was fand Heinz Oswald an diesem Mädchen? Schön war Senta doch nicht und darüber waren sich alle einig: Das breite, runde Muttermal am Halse entstellte sie geradezu.

Aber Heinz Oswald merkte nichts von den heimlichen Blicken der Mißgunst. Fingerzitternd schwamm er in einem Meer von Seligkeiten, denn er hatte sich nicht bei Senta getäuscht. Sie besaßte ihn reich aus der Fülle ihres Innenlebens, glättete mit klugen Worten all zu hohe Idealbegriffe, an denen er krankte, lenkte sein Denken in gesündere Bahnen, wurde mit ihm zuweilen fröhlich und ausgelassen wie ein Kind und verstand wieder seine geheimen Seelenregungen, die sie zärtlich hegte, wenn sie ihr gut ersahen. Gläubig sah er zu ihr empor, ließ sich willig leiten, wußte nur immer klarer, daß er nie von ihr werde lassen können, und sein grenzenloses Begehren nach ihr war die einzige Qual seines Glückes.

Eines Tages sprach Senta zu ihm: „Alle Leute sehen mich mit scheelen Blicken an. Mutter weint und hofft nunmehr auf keine gut. Partie. Was gedenkst du zu tun?“

Eine wunderbare Erleuchtung kam über ihn. „Wir lassen uns trauen“, sagte er. „Du darfst mich nicht mehr verlassen, elend machen! Trotz deiner Liebe warst du bisher grausam zu mir.“

Senta lächelte glücksbefriedigt. Dennoch schüttelte sie in entsetzender Abwehr das Haupt. „Nein“, sprach sie, „unser Liebe darf nicht sterben unter dem Druck eines beschränkten Lebens. Die Erde häßlicher

gewisse äußerliche Formlichkeiten gekennzeichnet ist, fehlen solche bei der Anerkennung einer Nationalität und ihr Mangel erleichtert sonach den Übergang von einem Volkstum zum anderen. Dieser Wandel, der sich durch das Gemüt begreifen, nicht aber durch das Geblüt begründen läßt, muß jedoch dem freien Willen jedes einzelnen Menschen überlassen bleiben. Wer in dieses Selbstbestimmungsrecht eines anderen zwangsweise eingreift, versündigt sich am Menschentum und an der Menschlichkeit.

Die nationalen Parteien, auch die deutschen, haben im alten Oesterreich verschiedene Theorien über die Erkennung der Volkszugehörigkeit aufgestellt, die selbstverständlich einseitig waren und eine konsequente Kritik nicht vertrugen. Sie konnten schon deswegen keinen Anspruch auf Gültigkeit erheben, weil zwar alle möglichen Wissenschaften zum Beweise herangezogen wurden, nur nicht die Medizin, welche allerdings auch gründlich hätte versagen müssen. Lediglich die sozialdemokratische Partei hat den in einem modernen Staate einzig möglichen Standpunkt vertreten, daß für die Nationalität jedes einzelnen Menschen das eigene Bekenntnis maßgebend sein müsse. Das war, mit anderen Worten, bei laufig das gleiche wie das Wilsonsche Selbstbestimmungsrecht, auf das Individuum angewendet.

Die Ursache für die behördliche Maßnahme liegt wohl in dem Bestreben, jenem Volke, welches die Mehrheit im Staate bildet, neuen Zuspruch aus den Reihen der Minderheiten zuzuführen, um dadurch die nationale Statistik in die Höhe zu schrauben. Es mag sein, daß bei der letzten Volkszählung auf diese Weise Veränderungen in der Volksbewegung, die nicht auf dem eigenen Bekenntnis aller gezählten Menschen beruhten, erzielt wurden. Aber bei der nächsten und schon zur zweitnächsten Volkszählung werden solche Verschiebungen keine Rolle mehr spielen können, eben weil nationale Mischungen zu den größten Seltenheiten gehören werden.

Indessen könnte auch der gegenwärtige Gewinn an Volkstum trügerisch sein, wenn jene Staaten, in welchen südslawische Minderheiten siedeln, bei Mischungen tatsächlich den umgekehrten Grundsatze befolgen sollten, wie unter Berufung auf das Beispiel in Slowenien kürzlich in einer deutschösterreichischen Versammlung gefordert wurde. Dann hebi sich Plus und Minus auf und von der behördlichen Praxis ist nichts anderes zurückgeblieben als — die Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes.

Herabdrückung des Reallohnes in England.

Von Dr. Karl Uhlig, Prag.

Ende Mai waren in England 2.1 Millionen Menschen arbeitslos. Weitere 1.2 Millionen waren auf „shorttime“ gesetzt, d. h. arbeiteten nur einige Stunden im Tag oder einige Tage in der Woche. Außerdem waren im Streik 1.6 Millionen, nämlich 1.2 Millionen Kohlenarbeiter und 0.4 Millionen Baumwollarbeiter. Vor dem Streik standen weitere 1.2 Millionen Mann, Metallarbeiter und Holzarbeiter. Das heißt also: Für 2.1 Millionen Mann ist überhaupt keine Arbeit, für 1.2 Millionen halbe Arbeit, 2.8 Millionen stehen im Streik oder Verhandlungen, weil der Unternehmer ihnen die Löhne herabschneiden will. Kein Streik wird um Lohnerhöhung geführt, alle Streiks sind Abwehrstreiks gegen Lohnherabschneidungen. Mit Lohnkürzungen im gewissen Umfang sind die Arbeiter einverstanden. Alle sind bereit, auf die Verbesserungen ihrer Lebenshaltung, die namentlich die Bergarbeiter im Kriege und nachher erzielten, zu verzichten. Sie wären zufrieden, wenn ihr Lohn auf den alten Reallohn der Friedenszeit herabgesetzt würde, d. h. daß sie sich soviel kaufen können als im Frieden. Das würde, da die Kosten der Lebenshaltung in England heute 228% der Friedenskosten betragen, eine Lohnhöhe von ungefähr 2 1/4 der Friedenshöhe bedeuten.

Die Auszahlung dieses Friedensreallohns ist aber heute unmöglich. Zunächst sind die Großhandelspreise, aus welchen sich der Erlös der Unternehmens und damit die Fähigkeit, Löhne zu zahlen, ergibt, bereits viel stärker gesunken, als die Kosten der Lebenshaltung. Die Großhandelspreise waren im April schon auf 183% der Friedenshöhe zurückgegangen, die Lebenshaltungskosten eist auf 223%. Das bedeutet, daß der Unternehmer, der für seine Ware nur das 1 1/4fache des Friedenspreises bekam, sehr bald außer Stande war, seinen Arbeitern den 2 1/4fachen bis 3fachen Lohn der Friedenszeit, wie es bisher geschah, zu zahlen, und dort, wo er es trotzdem tat, wie im Kohlenbergbau, in kolossale Verluste kam, die bei der Kohle allein 4 1/2 Milliarden tschechoslowakische Kronen betragen. Zur Unmöglichkeit, die Höhe der Großhandelspreise mit den Lebenshaltungskosten weiter in Einklang zu erhalten, kommt noch, daß der Arbeiter nach der großen sozialen Bewegung der letzten Jahre nicht mehr das leistet, wie im Frieden. Im englischen Kohlenbergbau ist z. B. zum Großteil infolge der Verkürzung der Arbeitszeit die Schichtleistung auf 70% gesunken. Schematisch genommen, ist also das Rechengempei sehr einfach: Wenn der Unternehmer nur das 1 1/4fache für seine Ware bekommt, kann er bei Friedensarbeitsleistung nicht das 2 1/4fache, also den Friedensreallohn zahlen, sondern nur das 1 1/4fache. Sinkt aber die Schichtleistung auf 70%, so kann er nur 70% vom 1 1/4fachen Erlösen, also auch nur 70% vom 1 1/4fachen Lohn zahlen, also nur 128% des Friedenslohnes.

Ein auf 128% stehender Lohn ist aber so tief unter den noch immer 228% betragenden Lebenshaltungskosten, daß der Reallohn auf wenig mehr als die Hälfte sinkt, d. h. der Arbeiter sich bei der heutigen Leistung nur noch halb so viel für seinen Lohn kaufen könnte als im Frieden.

Es wird also von den Arbeitern zweierlei verlangt: Erstens sollen sie für die Übergangszeit, bis die Detailpreise den Engrospreisen gefolgt sein werden, schlechter leben als im Frieden, um durch das, was sie sich absparen, den Verkauf ihrer Produkten zu den im Großhandel viel rascher gesunkenen Preisen zu ermöglichen, während sie selbst im Kleinhandel noch immer Produkte, die mehrere Monate vorher produziert wurden, zu den höheren Preisen des letzten Vierteljahres kaufen müssen, und zweitens sollen sie sich wieder mehr plagen, d. h. die freie Zeit, die Erholungsmöglichkeit, die sie sich in den letzten Jahren erkämpft haben, sich einschränken lassen. Die Lage ist für die Arbeiterschaft denkbar ernst, man kann ihre Erbitterung und Entschlossenheit zum opfervollen Kampf verstehen. Aber deshalb werden die Ausichten der Arbeiterschaft, den Kampf um den Reallohn zu gewinnen, nicht günstiger. Bei den heutigen Löhnen ist England nicht mehr konkurrenzfähig, wird von der Konkurrenz des Kontinents mit seiner verarmten Bevölkerung und seiner niedrigen Valuta überall unterboten. Der Auslandshandel Englands zeigt in allen Positionen, in Kohle, Eisen, Maschinen, Baumwolle, Wolle, Leinen dasselbe Bild: Rapiden Rückgang der Mengenziffern. Wenn England aber nicht Exportstaat bleibt, kann es seine große Bevölkerung nicht mehr ernähren, drei Viertel derselben müßten auswandern. Also ist die Herabdrückung des Reallohnes unter das Friedensniveau wenigstens für die Übergangszeit das einzige Mittel, um die alte Konkurrenz wiederzugewinnen. Weil die Deutschen arm geworden sind und müßig arbeiten, muß der Engländer auf sein gutes Leben verzichten, damit ihm die deutsche Ware nicht tot mich. Die Sieger müssen in die Tiefe heruntersteigen, in die sie die Besiegten gestürzt haben.

Ziel der gegenwärtigen Kämpfe der Arbeiter ist nicht der Sieg. Ziel ist nur, Unternehmer und Staat zu zwingen, ihren wenig durchdachten, brutalen und für Hunderttausende einem Vernichtungsurteil geblommenen Redaktionschemie eine auch den Besatzmächten der gefährlichsten Kategorien Rechnung tragende, besser durchdachte und humanere Form zu geben. Weiter sollen Staat und Unternehmer gezwungen werden, einen Teil der Lasten der Übergangszeit zu übernehmen, um die Voharabitionen in der ersten Zeit weniger einschneidend zu machen. So muß z. B. der Staat den Kohlenarbeitern rund drei Milliarden tschechoslowakische Kronen in die Lohnkasse zahlen. Desgleichen sollen die Unternehmer, welche die großen Gewinne der Kriegskonjunktur eingestekt haben, gezwungen werden, nunmehr ohne jeden Gewinn, zum Teil mit beträchtlichen Opfern die Löhne erst schrittweise auf das notwendige Ausmaß aufzubauen.

Sorgen würde auf uns lasten, unsere Gefühle vorzeitig erschaffen."

Nichts erwiderte er darauf. Sah sie nur an mit den Blicken verzehrender Sehnsucht.

Da schenkte sie sich ihm. So ergeben und ruhig, so selbstverständlich und groß.

Er aber betete sie an. Jedes Muskelspiel ihrer Glieder versenkte ihn in eine Andacht des Besenktheins. Einzelne berauschte er sich an der Schönheit ihres Leibes.

Wochen vergingen im höchsten Glück und höchsten Liebe. Senta hatte nur den einen Wunsch, dem Geliebten zu gefallen, konnte nicht oft genug hören von ihm, wie schön sie war. Aber ein leises Mißtrauen beschlich sie nun öfters. In ihren Augen lag die bange Frage, ob er wohl die Wahrheit spräche und sie für ihn lange noch schön und begehrenswert bleiben würde.

Und dann hielt er plötzlich einen Brief von ihr in Händen, der nichts enthielt als die sonderbaren Worte: „Verzeih! Bierzehn Tage habe Geduld. Dann werden wir uns wiedersehen und wieder lieben. Frage die Zeit über nicht nach mir."

Im höchsten Grade bestürzt, blickte er auf das Blatt. Was für Geheimnisse hatte Senta vor ihm? Sonst pflegte sie doch so ehrlich und aufrichtig zu sein!

Eine fast krankhafte Uarube bemächtigte sich seiner, wurde schließlich unerträglich, da er den Grund von Sentas Fernbleiben nicht zu erklären verstand. Nach ihr fragen durfte und wollte er nicht. Seine Erregung dabei hätte sie bleg gestellt. Qualvoll mußte er auf die Lösung des Rätsels harren.

Vor Ablauf des festgesetzten Termins aber suchte ihn Senta wieder auf. Ein wenig schüchtern und blaß und doch von einer stillen, triumphierenden Freude erfüllt.

Ungestimmt riß er sie an sich. Das Glück, sie wieder zu sehen, ließ ihn für Sekunden alles fragen vergessen. Ihre Nähe berauschte ihn immer wieder. Wahlos überfiel er sie mit seinen Küßen, bis er wie festgewurzelt innehielt. Starr sah er auf eine Stelle hin, dann ging ein Rucken über sein Antlitz. Das dunkle, liebe Mal an dem Halse, auf das er so oft in vergehender Wonne die Lippen gedrückt, war verschwunden. Die Stelle, wo es gewesen, bezeichnete eine hellrosa Narbe, von einer dünnen Puderseichte überdeckt. Senta deutete darauf hin. „Für dich", sagte sie und ihre Stimme bebte. „Für dich ist es mir das häßliche Mal entfernen. Würdig will ich deiner Bewunderung sein! Die Narbe wird verblasen, kaum kenntlich werden." Erwartungsfroh stand sie vor ihm. Er beberrschte sich. Sagte ihr viel liebe und freundliche Worte. Aber es schien ihm, als klänge seine Stimme merkwürdig fremd. Und er litt. Geradezu unheimlich litt er unter der Tatsache, daß nun dieses dunkle Fleckchen auf ewig bei ihr entschwinden war. Kannte sich wahnsinnig, erbärmlich und roh. Es half nichts! Zur Frage verzeiht, an Größe immer mehr gewinnend, grinsten ihn die Narbe an, wenn er mit Senta zärtlich war. Es biß die Zähne aufeinander, um zu überwinden. Seine überirrigen Nerven zeigten ihm immer wieder dieses gleiche Bild.

Und es waren auch seelische Schlässe, die er zog, die sich ausdrängten, die einschneidend auf sein Gemüt wirkten.

Eine Weile noch hielt er mit der Kraft aller Selbstbeherrschung den frommen Betrug bei Senta aufrecht. Dann begann es Senta zu ahnen, daß er sie nicht mehr so liebte wie früher. Einmal argwöhnisch geworden, fühlte sie bald mit feinem Instinkt die Gewissheit heraus. Daber fragte ihn Senta in ihrer geraden Art, die ihm bei ihr so sehr gefiel, ob sie ihn schon meiden sollte. Sie wisse, daß ihre Beziehungen zu einander bald zu Ende gingen, hatte schon früher gewußt, daß sie nicht immer dauern werden können, jedoch so kurz hätte sie sich eine Liebe nicht geträumt.

Ohne Vorwurf, ohne Bitternis sprach Senta diese Worte. Nur eine große Traurigkeit erfüllte ihr Wesen.

Heinz Oswald mußte nun wahr zu ihr sein. Wie durfte sie ihn verlassen, wenn sie begriiff, warum er litt! Und all seine würdevollen Qual drängte zum Durchbruch.

„Senta" stöhnte er, wie konntest du dich so demütigen! Weist du, was du mir wirst? Du warst der Halt meines Lebens, der Beistand meiner Seele! Warst ein höheres Wesen für mich, allem Kleintlichen, Niedrigen unzugänglich. Ein Geschöpf, das das Schicksal zu meistern verstand, aus dessen Prüfungen es immer wieder rein und unverfehrt hervorging. Du bleibst eben du für mich! Dies müßtest du doch fühlen! Und ich liebe dich, liebe dich mit verzehrender Glut! Nichts wollte ich miten an dir. Du aber gingst fort, kamst erniedrigt zurück mit der Narbe am Hals — und wolltest mir besser gefallen so? . . . Und verweigert schrie er auf: „Kannst du es ahnen, was da in mir vorging? Ahne es wenigste!"